

## Aufgaben

„Es war wie in einem merkwürdigen Theaterstück“, sagt der 42-jährige Frank Dohrmann nachdenklich und lässt die halbfertig gedrehte Zigarette sinken. „Das war mein Grundgefühl als Kind. Ein Theaterstück, in dem ich das Regiebuch nie zu sehen bekam.“ Es gibt darin Szenen extremer Gewalt – mal spontan, mal mit Ankündigung und wie nach Plan. Zwischendurch Episoden dosierter Zärtlichkeit; hin und wieder ein harmonisches Weihnachts- oder Geburtstagsfest, dann wieder Eiseskälte. Die Eltern spielen die Heldenrollen; Frank und seine sechs Jahre jüngere Schwester Vera sind die Komparsen. „Wir gehen den ganzen Tag arbeiten, damit es euch gut geht“, beginnt einer der vielen Monologe, die die beiden immer wieder hören.

Ein unumstößlicher Zeitplan taktet das Familienleben. Jede Mahlzeit, jede Tätigkeit ist auf die Minute festgelegt; Ausnahmen gelten als Belohnung. Die Wohnung wird täglich gesaugt, nur sonntags nicht. Montag, Mittwoch und Freitag ist Staubwischen dran, am Samstag wird jedes Zimmer ausgeräumt, unter sämtlichen Teppichen gewischt. „Ich habe so viele Stunden mit Putzen verbracht!“, sagt Frank. „Wenn ich aus der Schule kam, musste ich sofort irgendwelche Aufgaben erledigen. Abwaschen, staubsaugen, das Bad putzen ...“ Oft macht er freiwillig mehr – Fleiß ist die Währung für Lob. Franks Kleidung liegt Kante auf Kante im Schrank. Sein Schreibtisch muss leer sein, die Schuhe gesäubert, das Bett in der Früh gleich als Erstes gemacht. Und überall lauern Fehlerquellen. „Dann musst du eben jeden Tag hier antreten, bis du es gelernt hast“, sagt sein Vater oft.

Frank ist froh, wenn es nur ums Säubern und Zimmeraufräumen geht, denn da kann er sich anstrengen und aufpassen, dass alles so ist, wie es sein soll. Viel schlimmer ist das Bettnässen – dagegen ist er machtlos. Es passiert fast jede Nacht, er fürchtet sich schon vor dem Einschlafen. Manchmal wacht er davon auf. Dann zieht er den nassen Schlafanzug aus, legt ihn zum Trocknen auf die Heizung. Meistens kommt es trotzdem raus, und der Tag beginnt mit einem Verhör: Warum er es denn nicht merke und rechtzeitig aufs Klo gehe. „Ich weiß es nicht“, sagt Frank wieder und wieder. Die Eltern lassen es nicht gelten. „Gib es doch zu! Du bist einfach zu faul, um nachts aufzustehen. Aber das passt zu dir“, schimpft der Vater und schlägt zu. „Wenn sich die Sauerei nicht bald gibt, ist Weihnachten für dich gestorben ...“ Die Sauerei gibt sich nicht.

„Ich habe keine Ahnung, was mit mir los war“, sagt Frank heute. „Irgendwie war ich anders und damit konnten sie nicht umgehen. Ich bin aus ihren Erwartungen rausgekippt.“ Hin und wieder erlaubt sich Frank in der Schule eine freche Antwort, ein kleines bisschen Widerstand,

obwohl er weiß, dass er zu Hause hart dafür bestraft wird: Als aktive Mitglieder im Elternkollektiv der Schule bleibt den Eltern nichts verborgen. „Na, dann freu dich mal, wenn Papa nach Hause kommt“, sagt die Mutter beim Blick auf den Eintrag im Hausaufgabenheft, die Mathearbeit, das Zeugnis. Wenn der Vater Stunden später mit dem Teppichklopfer zuschlägt, ist Frank fast erleichtert – der größte Horror ist das Warten auf die Prügel.

An guten Tagen gefällt sich Ernst Dohrmann in der Rolle des geduldigen Vaters: „Man erklärt’s dir ja nicht umsonst“, wendet er sich mit einem ergebenen Seufzer an seinen Sohn, „sondern damit du verstehst, worauf es ankommt.“ Meist folgt solchen Erklärungen ein längerer Monolog – über die Notwendigkeit, sich in eine Gemeinschaft einzufügen; Lehrer, die allesamt nicht streng genug sind; über konzentriertes Arbeiten und das gekonnte Führen von Untergebenen. Früher oder später kommt er auf Politik zu sprechen: Die DDR-Führung verhalte sich windelweich und lasse sich von der BRD ihr Grenzregime vorschreiben. Dabei sei es doch offensichtlich, dass die Faschisten in Bonn von Washington gelenkt würden. Überhaupt müsse man viel härter durchgreifen gegen die Feinde des Sozialismus und all das asoziale Gesocks mit den langen Haaren. „Mir geht das Messer in der Tasche auf, wenn ich dieses Pack sehe. Wäre ich am Ruder, die kämen alle auf ’nen Waggon und ab ins Arbeitslager.“

Der Vater arbeite beim Ministerium des Innern, hat man Frank erklärt. Das klingt wichtig, er kann sich aber nichts darunter vorstellen. Er weiß nur, dass der Vater dort nicht die hohe Position hat, die ihm eigentlich zusteht, denn darüber schimpft er oft. Die Umstände, sagt er, würden es verhindern. Vor allem die Familie.

Hinter den Kulissen des Theaterstücks stellen sich die Dinge etwas anders dar. So heißt es im Mai 1979 in einer Beurteilung des MfS über den Sachbearbeiter Dohrmann: „Im Prozess der Dienstdurchführung ist erkennbar, dass ihm konzentriertes und zügiges Arbeiten über einen längeren Zeitraum nicht leicht fällt. Er neigt bei unzureichender Kontrolle zum sporadischen und nicht immer effektiven Handeln.“ Vor allem bereite es ihm „Schwierigkeiten, schriftliche Ausarbeitungen wie Berichte oder Einschätzungen zu fertigen oder überhaupt seine Gedanken schriftlich darzulegen“. „Helfenden Hinweisen“ gegenüber sei er zwar „aufgeschlossen“, doch „Konfliktsituationen ... beeinträchtigen die Stabilisierung seines Selbstvertrauens bzw. bewirken eine Verunsicherung im Verhalten“.

Seit vier Jahren wohnen die Dohrmanns in einem Neubau in Hohenschönhausen. Ganz in der Nähe beginnt das Sperrgebiet: Straßen enden vor stacheldrahtbewehrten Mauern, Kameras filmen jeden sich nähernden Passanten. Vor den Toren und auf Wachtürmen stehen

bewaffnete Sicherheitskräfte. Dahinter liegt ein Areal, das in keinem Stadtplan verzeichnet ist: das „Dienstobjekt Freienwalder Straße“ – nach der Zentrale in Lichtenberg der zweitgrößte Standort des MfS. Hier arbeiten unter anderen die Hauptabteilung XII, die Zentrale Auskunft/Speicher, die sämtliche „operativ erarbeitete“ Informationen katalogisiert und so den Zugriff auf den gewaltigen Aktenbestand ermöglicht, und der Operativ-Technische Sektor, der Mikrofone, Kameras und Abhöranlagen herstellt. Den größten Teil des Geländes nimmt das zentrale Untersuchungsgefängnis des MfS ein: Zellentrakt, Ermittlungsabteilung, Haftkrankenhaus. In den Gebäuden rund um das Sperrgebiet sind weitere Dienststellen untergebracht oder Wohnungen für Angehörige des MfS: Die Abschottung ist perfekt. Hohenschönhausen ist fest in Stasi-Hand. Selbst die Gefangenen wissen nicht, wo sie sind.

„Du kannst dich in diesem Viertel nicht unbeobachtet bewegen. Alles, was du tust, wird mir früher oder später zu Ohren kommen.“ Beinahe täglich wiederholt Ernst Dohrmann seine Drohung. Es wäre nicht nötig. Frank weiß aus Erfahrung, dass es so ist.

Bis heute hat sich in der Nachbarschaft kaum etwas verändert: Rund um die Gedenkstätte Hohenschönhausen, das einstige Sperrgebiet, leben nach wie vor viele ehemalige Mitarbeiter des MfS.

„Die sozialen und familiären Verhältnisse gelten als geordnet“, heißt es jahrelang in Ernst Dohrmanns Akte. Das Bild nach außen stimmt. „Ich fand es immer unheimlich, meine Eltern zu erleben, wenn sie Besuch hatten“, erinnert sich Frank. „Da gaben sie sich so freundlich. Sobald die Leute dann gegangen waren, nahmen sie ihre Masken ab, und alles war wieder wie immer.“

Wenn er Westsender schaut, zieht Ernst Dohrmann die Gardinen zu und stellt die Lautstärke auf gerade-noch-hörbar. Den Kindern sind die Kanäle strengstens verboten; er selbst aber müsse über die Machenschaften des Feindes Bescheid wissen. Der Reiz, das Verbot zu übertreten, ist groß. Es sind Schulferien, Frank ist zehn und allein zu Hause. Sich frei in der Wohnung bewegen zu können ist ein schönes, erwachsenes Gefühl. Die Mutter ist bis zum späten Nachmittag bei der Arbeit, der Vater kommt abends frühestens um sieben zurück – vor Frank liegen noch Stunden köstlicher Freiheit.

Seine Aufgaben im Haushalt können warten, findet er: Um Viertel vor elf kommt im Westen immer ein Spielfilm. Heute ist es Science-Fiction – perfekt! Aus der Hausbar in der Schrankwand holt er die Flasche mit Eierlikör und eins der winzigen roten Gläser. Vorsichtig schenkt er sich ein und achtet darauf, dass die Flasche wieder exakt so im Schrank steht wie vorher.

Plötzlich wird die Wohnungstür aufgeschlossen. Er rennt zum Fernseher, doch es ist zu spät. Der Vater sieht den laufenden Fernseher, das Glas auf dem Tisch. Mit zwei schnellen Schritten ist er bei seinem Sohn, greift ihn am Arm, prügelt ihn quer durchs Zimmer. Zum ersten Mal hat Frank Angst, dass der Vater ihn totschlägt. Ein paar Minuten später ist er wieder weg – als wäre er nur nach Hause gekommen, um ihn zu kontrollieren.

Von nun an ist das Wohnzimmer abgeschlossen, wenn die Eltern nicht da sind. Das Schlafzimmer ist es schon lange, seit sie dahintergekommen sind, dass Frank in ihrer Abwesenheit die Schränke durchwühlt. Oft ist auch die Küchentür zu – „sonst klaust du wieder Süßigkeiten“. Frank bleiben Kinderzimmer, Flur und Bad. Die Wohnung bekommt dadurch etwas Surreales, Geisterhaftes. Die Strafe des Hausarrests wird eine doppelte: aus- und zugleich eingesperrt.

Pflichtbewusst meldet Ernst Dohrmann dem MfS im Juni 1979 „ein Zusammentreffen mit Verwandtschaft aus dem kapitalistischen Ausland“: Anlässlich der Beerdigung seiner Schwiegermutter seien der Bruder des Schwiegervaters und dessen Ehefrau aus Kanada angereist. „In den Gesprächen, die wir durchführten“, seien jedoch „nur familiäre Themen besprochen“ worden, „die im Zusammenhang mit dem Hinscheiden meiner Schwiegermutter standen. Das Zusammensein betrug ca. vier Stunden.“ In ihrem Bericht für die Hauptabteilung Kader und Schulung, die HA KuSch, urteilen Dohrmanns Vorgesetzte gnädig: „Aufgrund des Anlasses des zustande gekommenen Kontaktes und des Ablaufs dieser Begegnung ergeben sich keinerlei Maßnahmen.“

Kritisch wird es ein halbes Jahr später, als Opa Heinrich seinen Bruder besuchen will. Frank erinnert sich noch gut an die Auseinandersetzungen in der Familie: „Meine Eltern haben sich endlos aufgeregt. Erst darüber, dass er fahren will, dann darüber, dass er die Genehmigung bekommen hat, und am Ende darüber, dass er tatsächlich gefahren ist. Es war ein Dauerthema bei uns – über Jahre.“

Dreieinhalb handgeschriebene Seiten lang rechtfertigt sich Oberleutnant Dohrmann gegenüber seinem Dienstherrn allein zu diesem Ereignis. Etliche weitere Berichte und Mitteilungen werden in den nächsten Jahren folgen. Vergeblich habe er versucht, seinen Schwiegervater „davon zu überzeugen, dass er solche Gedanken aufgeben solle, da ich als Angehöriger des MfS nicht damit einverstanden sein kann, dass ein naher Verwandter ... ins kapitalistische Ausland reist“. Auch habe er ihm gesagt, „dass meine Frau und ich trotz der erhaltenen Genehmigung nicht erfreut sind, dass er ... seine persönlichen Interessen durchgesetzt hat. Wir betrachten seine Verhaltensweise als rücksichtslos und egoistisch.“

Dem „10-jährigen“ Sohn habe man „eingehend“ erklärt, „dass der Opa die Genehmigung ... ausnahmsweise im Zusammenhang mit dem Tod der Oma erhalten habe“ und dass „solche Familienangelegenheiten Außenstehende nichts angehen“. Er sei „in unserem Sinne erzogen“ und fasse die Reise „nur als Verwandtenbesuch auf“. Die „Verherrlichung des Westens“ sei ihm „fremd“.

„Ergänzende Angaben über Details der Reise“, schließt Dohrmann sein Schreiben, werde er nach Rückkehr des Schwiegervaters „auf schnellstem Wege übermitteln“. Seine Frau und er glauben im Übrigen nicht, „dass der Schwiegervater ... nochmals irgendwann eine Reise ins kapitalistische Ausland in Erwägung ziehen wird. Sollte dies doch auftreten, sind wir der Meinung, ihm sollte keine Genehmigung erteilt werden.“

„Wie mein Opa über all das gedacht hat, weiß ich nicht“, sagt Frank. „Er hat sich mir gegenüber nie dazu geäußert. Und die Auseinandersetzungen zwischen ihm und meinen Eltern habe ich nie direkt mitbekommen. Ich bin mir aber ziemlich sicher, dass er darunter gelitten hat, dass sich seine Tochter von ihm distanzierte. In meiner Erinnerung ist er ein trauriger, schweigsamer Mann.“

Am Wochenende hat Ernst Dohrmann oft Bereitschaftsdienst, wie er sagt. Dann darf ihn Frank in dem Bürogebäude am Alexanderplatz abholen, das macht ihn jedes Mal stolz. Schon die Anmeldung beim Pförtner ist aufregend, dann der Fahrstuhl, die schweren Türen, die sich mit einem Summen öffnen. Oben sitzt der Vater ganz allein auf einem endlosen Flur. In seinem Büro steht, vor gelbgrünen Gardinen, ein verstaubter Gummibaum auf der Fensterbank, daneben ein kleines Transistorradio. Alle Zimmer sehen so aus. Auch das, in dem Frank auf ihn warten und dabei auf der Schreibmaschine rumtippen darf. Manchmal stundenlang, aber das macht ihm nichts aus. „Hier wird darüber entschieden, wer in die DDR einreisen darf“, hat ihm der Vater erklärt. Einmal hat er ihm sogar einige Formulare gezeigt. Frank hätte gern noch mehr darüber erfahren. Er muss aber aufpassen, die gute Stimmung nicht mit dummen Fragen zu zerstören. Das Wohlwollen des Vaters kann jeden Augenblick vorbei sein.

Oberleutnant Dohrmann, mittlerweile über vierzig, überprüft nach wie vor als „Fahndungssachbearbeiter“ die Visumanträge für Einreisen in die DDR. Die letzte Beförderung liegt schon gut vier Jahre zurück. Ein Ende des durchgängigen Schichtdienstes ist auch nicht in Sicht, obwohl ihm seine Abteilungsleiter das immer wieder in Aussicht stellen. Dass man ihm „anlässlich des 31. Jahrestages der Bildung des MfS“ die „Verdienstmedaille der NVA in Silber“ anheftet, ist da nur ein schwacher Trost.

\*\*\*

Die steile Falte an der Nasenwurzel, die Lippen in größter Beherrschung zusammengepresst – Franks Mutter lässt keinen Zweifel daran, wie sehr ihr die Fahrt zuwider ist. Frank beobachtet sie verstohlen. Ihre Bewegungen sind hart und plötzlich. Jede Verzögerung, jede rote Ampel lässt sie kurz aufstöhnen. Sie sind auf dem Weg zum Krankenhaus Herzberge, der städtischen Klinik für Neurologie und Psychiatrie. Jedes Kind weiß, dass dort die Irren wohnen. Auf jedem Berliner Schulhof ist Herzberge das Synonym für „geisteskrank“.

„Jetzt haben wir die Faxen endgültig dicke“, hatten die Eltern gesagt, als er vor ein paar Tagen mal wieder ins Bett gemacht hatte. „Du bist ja offensichtlich nicht gewillt, erwachsen zu werden.“

Auf den Gängen schlurften Männer und Frauen an ihnen vorbei, alte, junge, mit verlebten Gesichtern, in ausgeleierte Trainingsanzügen und Bademänteln mit Flecken. Manche brabbeln vor sich hin, starren auf einen Punkt in der Ferne, manche bleiben stehen und sehen sie neugierig an. Pfleger führen die Patienten mit energischem Griff durch Milchglastüren. Marion Dohrmann verzieht das Gesicht, versucht, ihnen so gut es geht auszuweichen. Ungeduldig schiebt sie ihren Sohn vor sich her. Frank spürt ihren Ekel, den leise kochenden Zorn. Er ist schuld, dass sie hier sein muss.

Das Behandlungszimmer ist eng und schummrig, das Fenster vergittert. Die Ärztin stellt sich als Dr. Brückner vor, gibt der Mutter mit einem knappen Lächeln die Hand und mustert Frank durch eine dunkelrandige Brille. Er muss sich ausziehen, wird abgehört, beklopft und betastet. Die Mutter beantwortet unterdessen die Fragen. Über sechs Jahre ginge das nun schon so, erzählt sie. Fast jede Nacht. Sie hätten alles versucht, aber nun seien sie mit ihrem Latein am Ende. „Da stimmt doch etwas organisch nicht. Der Junge ist schließlich schon elf! Man schämt sich ja langsam ...“

Als Frank wieder angezogen ist, wendet sich die Ärztin ihm zu. Sie sitzt hinterm Schreibtisch, macht sich Notizen. Ob er Freunde habe und ob ihm die Schule Spaß mache, will sie wissen. Was seine Hobbys sind, sein Lieblingstier, das liebste Buch. „Magst du deine Eltern?“, fragt sie schließlich. „Ja, natürlich“, sagt Frank irritiert. Aus dem Augenwinkel sieht er, wie seine Mutter ein Bein über das andere schlägt. Unbewegliche Miene. Durch die Maske dringt nichts.

Jeden Abend vor dem Schlafengehen bekommt Frank nun eine Tablette, grellgelb und süß. „Wenn dich das nicht endlich zu einem normalen Menschen macht, ist dir nicht zu helfen“,

sagt die Mutter. Ja, ein normaler Mensch sein, das wäre schön – Frank schluckt die Medizin. Zehn Minuten später wird es in seinem Kopf dumpf und wattig. Er kann alles hören und sehen, doch es spielt keine Rolle mehr. Wie von außen erfasst ihn eine Müdigkeit, breitet sich aus, lähmt Zunge und Hände. Der Weg zum Bett erscheint ihm oft unendlich lang, der Schlaf kommt schlagartig und bleiern, durchzogen von fremden, wirren Bildern. Morgens ist er zerschlagen und müde wie nach einem Boxkampf. Am Frühstückstisch spürt er die prüfenden Blicke der Eltern, schämt sich für seine Langsamkeit. „Am Anfang hat mich die Wirkung der Tabletten noch erschreckt“, erzählt er. „Mit der Zeit habe ich mich daran gewöhnt. Es war so, als gäbe es mich nicht mehr.“

Jeden Dienstag geht er nun zu Dr. Brückner in die Sprechstunde. Ein Kalender, in den er täglich eintragen muss, ob er „eingenässt“ hat oder nicht, gibt Aufschluss über seine Fortschritte: eine Wolke heißt „ja“, eine Sonne „nein“. Die Eltern kontrollieren, damit er nicht schummelt. „Drei Wolken – da wird die Frau Doktor aber enttäuscht sein.“ Es gibt Momente, in denen Frank der Ärztin mehr erzählen möchte, doch die Angst vor Vater und Mutter hält ihn zurück. Früher oder später, da ist er sich sicher, käme es ihnen zu Ohren.

Unterdessen legt sich die allgegenwärtige Müdigkeit über seine Tage. Was ihm früher Spaß gemacht hat, interessiert ihn nicht mehr. Er hat Mühe, dem Unterricht zu folgen. Was gedankliche Anstrengung erfordert, scheint unüberwindlich; konzentrieren geht nur noch für kurze Zeit. Er sieht und versteht, dass er absackt, doch er hat nicht die Kraft zum Gegensteuern. „Es hat aber offensichtlich niemand einen Zusammenhang zu den Tabletten hergestellt“, wundert sich Frank dreißig Jahre später. „Dabei wusste auch mein Klassenlehrer Bescheid. Der hat mich dienstags ja immer früher gehen lassen.“ Die Eltern sehen Franks sinkende Leistungen als bewusste Provokation. „Man fragt sich, was man da rangezogen hat“, sagt der Vater. „Ins Bett pissen, stinkend faul in der Schule und zu allem zu dämlich.“

Die Schläge erträgt Frank stumm und in bodenloser Verzweiflung. Es gibt keinen unverletzten, sicheren Ort mehr. Auch nicht in ihm. Die Abwehr hat kapituliert.

Nach etwa einem Jahr – Frank kann es nicht genau sagen – wird das Medikament abgesetzt. In die Sprechstunde muss er auch nicht mehr: Die Eltern haben die Behandlung abgebrochen. Die Ärztin sei völlig unfähig, empört sich die Mutter eines Tages: „Emotionale Ursachen – was für eine Unverschämtheit!“

Frank ist vierzehn, als das MfS die üblichen Kaderermittlungen startet: Auch er soll eines Tages Angehöriger der Staatssicherheit werden. Das entsprechende Formular zur „Erfassung der Kinder“ hat sein Vater schon vor drei Jahren eingereicht. Nun also läuft die „Bearbeitung

des Kandidaten“: Man holt Auskünfte im Wohngebiet ein und in der Schule, konsultiert die Personenkartei und durchleuchtet seine Familie. Dabei erweist sich wieder einmal Opa Heinrich als Makel des „tschekistischen Hinterlandes“. Dessen Bruder in Kanada und die Schwester in Köln stellen nun auch die Stasi-Eignung des Enkels infrage.

Aus diesem Grund, erklärt Ernst Dohrmann vorsorglich beim MfS, haben er „und seine nächsten Familienangehörigen die Verbindungen zu dem Behrends, Heinrich abgebrochen, was dieser nicht verstand“. Erst seit Kurzem gäbe es wieder „unregelmäßige gegenseitige Besuche“. Seinem Sohn seien „die dargestellten Probleme bekannt, und ihm ist die Handlungsweise seines Großvaters bezüglich der persönlichen Kontakte ins kapitalistische Ausland unverständlich“.

Ein paar Tage später sitzt Frank im Dienstobjekt Lichtenberg. „Eingangs“, notiert der Offizier für Kaderwerbung, „bekräftigte der Kandidat seine Entscheidung, Mitarbeiter des MfS zu werden ... Es wurden mit dem Kandidaten ausführlich die Grundanforderungen an einen Mitarbeiter des MfS behandelt. Der Kandidat ist gewillt, diese ... auch jetzt schon durchzusetzen.“ Zu seinem Plan, nach Abschluss der zehnten Klasse die Erweiterte Oberschule zu besuchen, „äußerte er, dass er von der 7. Klasse zur 8. Klasse von einem Zensuredurchschnitt 1,5 auf einen von ca. 2,3 abgesunken ist. Er wertete diesen Sachverhalt selbstkritisch und äußerte, dass dieses in erster Linie an mangelndem Fleiß lag.“

Jetzt wieder anstrengen, fleißig sein, nimmt Frank sich vor. Doch etwas in ihm ahnt, dass das nicht geht: Nach dem Absetzen des Medikaments ist zwar die Müdigkeit weg, das Gefühl von Resignation und Sinnlosigkeit aber nicht. „Ich fühlte mich kein bisschen dümmer als vorher“, erinnert er sich, „aber vollkommen unfähig, mein Potenzial auch nur ansatzweise zu nutzen. Ich wollte nichts mehr erreichen, nur noch Schlimmeres verhindern.“

Ein halbes Jahr später die nächste „Aussprache“ in der Zentrale, diesmal ist der Vater dabei. „Der Kandidat“, schreibt der Kaderoffizier in seinem Bericht, „führte aus, dass der gegenwärtige Leistungsstand nicht seinem realen Leistungsvermögen entspricht. Die Ursachen dafür sieht er in seiner teilweise schwachen Mitarbeit sowie fehlendem häuslichen Fleiß. Der Kandidat schätzte selbstkritisch ein, dass seine Lerneinstellung nicht den Anforderungen an einen späteren Berufsunteroffizier des MfS entspricht, und brachte seinen unbedingten Willen zum Ausdruck, seine Lerneinstellung zu verändern und in allen Unterrichtsfächern seine Leistungsbereitschaft zu beweisen ... Er wurde aufgefordert, bis zum Abschluss der 10. Klasse um die für ihn bestmöglichen Ergebnisse zu kämpfen. Das heißt für ihn, keine Note ‚befriedigend‘ mehr in einem Unterrichtsfach zu erbringen.“



Am Ende der neunten Klasse stehen in Franks Zeugnis sieben Dreien, in Mathe und Chemie jeweils eine Vier. Sein Vater tobt. „Bei dir versagt alles, im Guten wie im Bösen ...“ Von den Einsen und Zweien in den Fremdsprachen, in Geografie, Deutsch und Geschichte nimmt er kaum Notiz. „Ich klopf dich windelweich, bis du funktionierst wie ein Uhrwerk.“

Die Abschlussprüfung der zehnten Klasse schließt Frank im Juli 1985 mit „befriedigend“ ab. In der Gesamteinschätzung ist von „mangelnder Eigeninitiative“ die Rede, aufgrund derer er „in letzter Zeit seine gewohnten Leistungen kaum noch bestätigen“ konnte.

Das MfS hat unterdessen weitere Erkundigungen zu seinem Umfeld eingeholt. Im „Ermittlungsbericht Wohngebiet“ sind zwei Nachbarn als Quellen vermerkt, beide ebenfalls Angehörige der Staatssicherheit. Dort heißt es über die Dohrmanns: „Es existiert eine ruhige, saubere und ordentliche Atmosphäre.“ Die Eltern „üben auf ihre Kinder einen liebevollen Erziehungseinfluss aus. Teilweise sind sie in ihren Forderungen ihnen gegenüber nicht konsequent genug und verwöhnen sie dadurch.“

„Irgendwann, ungefähr mit Beginn meiner Lehre, war ich erklärtermaßen kein Mitglied der Familie mehr und wurde zu Hause nur noch geduldet“, erzählt Frank. An den Mahlzeiten darf er nur ausnahmsweise teilnehmen; meist muss er sich sein Essen in der Küche abholen. Einen Teil seines Lehrlingsgehalts verlangen die Eltern als Kostenbeitrag. „Du hast hier nichts mehr zu erwarten“, sagt der Vater. „Wenn ich könnte, würde ich dich in die Gosse jagen, wo undankbares Pack wie du hingehört.“ Immerhin werden die Prügel seltener. An die zur Schau getragene Abscheu hat Frank sich längst gewöhnt.

Im März 1986 reicht Ernst Dohrmann bei der nächsthöheren Dienststelle vorschriftsmäßig den „Antrag auf Zustimmung zum Bau einer Gartenlaube“ ein. Sie solle auf seinem Grundstück in der Kleingartenanlage Feierabend stehen. „Ich versichere“, heißt es am Ende seines Schreibens, „dass der Bau weder meine Versetzungs- noch meine Einsatzbereitschaft beeinträchtigt.“ Der Antrag wird weitergereicht, dreimal abgezeichnet und schließlich bewilligt: Hauptmann Dohrmann darf bauen.

Opa Heinrich bleibt ein Dauerthema. Der Kontakt ist auf ein Minimum beschränkt. Besuchen darf er sie gar nicht mehr. „Mir tat er leid“, sagt Frank. „Meine Eltern redeten über ihn wie über einen Verbrecher.“ Im Frühjahr 1986 kocht ihr Ärger noch einmal besonders hoch: Der 72-Jährige will eine befreundete Rentnerin in die USA begleiten. Das nötige Visum und die Genehmigung hat er bereits.

„Mich und meine Familie beabsichtigte er nicht in Kenntnis zu setzen, da er die Auseinandersetzungen fürchtete und Angst hatte, wir könnten wieder jeglichen Kontakt mit ihm abbrechen, wie wir es schon mehrere Jahre getan hatten“, schreibt sein Schwiegersohn

gleich am nächsten Tag ans MfS. „Ich bitte darum nochmals, endlich eine Ausreisesperre einzuleiten.“ Wenn man den handgeschriebenen Brief genau ansieht, erkennt man neben dem letzten Satz eine kleine Bleistiftnotiz des Vorgesetzten: „Quatsch“.

Die Ausbildung zum Fräser interessiert den siebzehnjährigen Frank nicht. Aber er genießt es, in Betrieb und Berufsschule mit Gleichaltrigen zusammenzukommen, die so ganz anders sind, als er es aus seiner Schule in Weißensee kennt: Viele seiner Lehrlingskollegen leben in Prenzlauer Berg, hören Punk und New Wave. Die Haare fallen ihnen in langen, schwarz gefärbten Strähnen über den ausrasierten Nacken. Als auch Frank mit einer solchen Frisur nach Hause kommt, trifft ihn der Zorn des Vaters mit einer Gewalt, mit der er nicht mehr gerechnet hat: „Ich werde nicht zulassen, dass mein Sohn wie ein verkommener Penner meine Wohnung betritt!“, brüllt Ernst Dohrmann und stößt ihn zur Tür raus. „Lass dich hier nicht blicken, ehe du einen vernünftigen Haarschnitt hast!“

Eines Tages, es ist Sonntagnachmittag und der Vater zu Hause, klingelt Franks Freundin Yvonne an der Tür. Mit ihren schwarzen Klamotten, den mit dunklem Kajal umrandeten Augen und den strubbeligen Haaren entspricht auch sie nicht dem Umgang, den sich die Dohrmanns für ihren Sohn vorstellen. Frank hat schon die Jacke an, will zur Tür, die beiden sind verabredet. Sein Vater ist schneller. Er wirft einen Blick aus dem Fenster, sieht Yvonne unten stehen, reißt die Balkontür auf: „Sieh zu, dass du verschwindest! Frank kommt nicht runter!“ Er knallt die Tür wieder zu. „Mit was für asozialem Gesindel du dich draußen herumtreibst, ist mir mittlerweile egal. Aber ich verbiete dir, dass so etwas bei uns vor der Haustür steht! Und wenn du jemals so ein Gesocks in meine Wohnung lässt, knallt's!“

„Aber ihr Vater ist auch bei der Staatssicherheit!“, protestiert Frank. Bisher hieß es immer, er solle sich in diesen Kreisen nach einer Frau umsehen. „Das spielt keine Rolle! Die sieht doch aus wie das Letzte! Es gibt eben auch bei uns im Ministerium schwarze Schafe, die ihre Gören nicht im Griff haben.“

Als Frank einige Monate später Simone kennenlernt, sind Ernst und Marion Dohrmann zunächst recht angetan: Sie ist ein hübsches Mädchen mit guten Manieren und ordentlicher Kleidung. Da in ihrem Studentenwohnheim kein Besuch gestattet ist, fährt Frank oft mit zu ihren Eltern, die ein wenig außerhalb Berlins leben. Die Wochenenden verbringt er meist ganz dort. Seine Eltern bekommen bald mit, dass es ernst ist zwischen den beiden. „Gib mir mal die Adresse“, sagt Ernst Dohrmann und greift zu Stift und Papier. „Wir müssen sehen, ob es Westkontakte gibt. Ist dir da irgendwas aufgefallen?“ Frank windet sich. Bei Simone zu Hause stehen überall Sachen, die eindeutig aus dem Westen kommen. Sogar das Klopapier ist

weich und mit Wolken bedrückt – so etwas gibt es in der ganzen DDR nicht. Seinem Vater erzählt er nichts davon.

Kurz darauf verkündet MfS-Hauptmann Dohrmann sein Urteil: Eine Beziehung mit Simone sei nicht drin, die Familie habe aktive Westverbindungen. „Und in meiner Wohnung will ich sie ab sofort nicht mehr sehen!“ Frank trifft sich heimlich weiter mit ihr, denn diesmal ist er ernstlich verliebt. Und bei ihren Eltern hat er eine Art Heimat gefunden. Seit sie von dem Besuchsverbot wissen, halten sie sich mit ihrer Kritik an DDR und Stasi nicht mehr zurück, fragen Frank nach der Arbeit des Vaters, der Atmosphäre zu Hause. „Einerseits fand ich es toll, dass dort so offen gesprochen wurde“, erinnert er sich, „andererseits hat es mich verunsichert, weil ich es nicht gewohnt war, über mein Zuhause zu sprechen. Vor Simonens Eltern hab ich mich für meine geschämt. Vor allem hatte ich aber Schiss, dass mein Vater rauskriegt, was ich dort erzähle.“

Am 20. März 1987, Franks achtzehntem Geburtstag, stellt das MfS die „Bearbeitung“ des „Kandidaten Dohrmann, Frank“ ein. Es „wurde eingeschätzt“, heißt es im „Abschlussvermerk“ der Kaderabteilung, „dass er sich den erhöhten Forderungen zu stellen nicht bereit war und in der Ausübung seiner Funktion inkonsequent war sowie seine Lerneinstellung nicht verbesserte“. Auch „vom Äußeren (Haarschnitt, Kleidung)“ trete er „in der Öffentlichkeit“ nicht als Berufsunteroffizier-Bewerber auf. Zudem habe er „eine engere Beziehung zu Weber, Simone, geb. am 14.09.1969, hergestellt, obwohl ihm bekannt ist, dass ihre Eltern umfangreiche Westkontakte unterhalten“. Er wolle „seine Verpflichtung als BUB aus persönlichen Gründen“ zurückziehen und weiter in seinem Lehrberuf arbeiten. Dazu habe er „sich mit seinem Vater ... konsultiert“. Das MfS lässt Frank gehen, drängt ihn jedoch zum verlängerten „Ehrendienst“ bei der NVA: drei Jahre.

Im Verhältnis zwischen Eltern und Sohn beginnt eine neue Eiszeit. Frank versucht, die letzten Wochen bis zur Einberufung so wenig wie möglich zu Hause zu sein. Auch das letzte Wochenende verbringt er bei Simone – im Innern eine Mischung aus Trauer über den Abschied und Angst vor den Jahren beim Militär. Auf dem Weg zum Bahnhof fährt er frühmorgens in Hohenschönhausen vorbei. Die Mutter ist allein. „Dass du es nicht mal für nötig hältst, dich anständig zu verabschieden!“, schimpft sie, während er seine Sachen aus dem Kinderzimmer holt. Frank kämpft mit den Tränen. Er fühlt sich tatsächlich schuldig. „Von deinem Vater soll ich dir noch ausrichten, dass du die Sache mit Simone ad acta legst. Ansonsten möchten wir dich hier nicht mehr sehen.“ Ohne ein weiteres Wort schließt sie die Tür, legt von innen die Kette davor.

„Zwischen dem Angehörigen des MfS Dohrmann, Ernst und seinem Schwiegervater bestehen gelegentlich wechselseitige Verbindungen, die sich in Form von Besuchen gestalten“, meldet der „Sachstandsbericht“ der HA KuSch im Juni 1988. „Weiterhin ergeben sich sicherheitspolitische Momente aus der Partnerwahl des Sohnes.“ Bei dessen „Bearbeitung ... als BUB“ habe Dohrmann „keine zielgerichtete erzieherische Wirksamkeit“ erreicht. Stattdessen habe er „dem Werdegang seines Sohnes relativ passiv“ gegenübergestanden. Von „einer Vielzahl“ an „kader- und sicherheitspolitischen Problemen im unmittelbaren Umfeld des Angehörigen“ ist daher die Rede, von „Unterschätzung der ... möglichen Gefahren, Unbeholfenheit bei der offensiven Auseinandersetzung“ und „unzureichender Kooperativität ... im Klärungsprozess mit dem Kaderorgan“. Zur „Gewährleistung der inneren Sicherheit des MfS“ seien darum „geeignete operative Maßnahmen“ zu realisieren. Es wird sogar erwogen, Marion Dohrmann als IM einzuspannen. Mit anderen Worten: Ernst Dohrmann steht unter verschärfter Beobachtung.

Dabei kommt er seiner Informationspflicht auch weiterhin gewissenhaft nach: Zur „festen Bindung des Sohnes Frank mit Weber, Simone“ gibt er im Januar 1989 die vorgeschriebene „Veränderungsmeldung“ ab. Das MfS leitet daraufhin „zu ihr sowie zu ihren Eltern“ Ermittlungen ein. Anhand dieser Ergebnisse, schreibt die HA KuSch, „wird sich Genosse Dohrmann im Einvernehmen mit seiner Frau klar positionieren. Er sicherte bei Bekanntwerden weiterer kaderpolitischer Probleme eine aktive Mitwirkung an der Klärung dieser Probleme zu und wird rechtzeitig Informationen erarbeiten.“

